

Rezensionen

Margaret Randolph Higonnet, Jane Jenson, Sonya Michel u. Margaret Collins Weitz Hg., **Behind the Lines. Gender and the Two World Wars.** New Haven/London: Yale University Press 1987, 310 S., öS ca. 639,00/£ 27,50, ISBN 0-300-04429-1.

„War is men's business, not ladies“ – bereits Mitte der 80er Jahre hatte ein wissenschaftlicher *workshop* „Women and War“ Historiker/innen, Psycholog/inn/en, Sozial-, Politik- und Literaturwissenschaftler/innen aus den USA, Kanada, England, Frankreich, Deutschland und Italien im *Center for European Studies/Havard University* zum gemeinsamen Hinterfragen des Mythos vom Krieg als lediglich männlichem Unternehmen zusammengebracht. Der aus diesem Diskurs mit Schwerpunkt auf den beiden Weltkriegen 1914–1918 und 1939–1945 hervorgegangene Sammelband „Behind the Lines. Gender and the Two World Wars“ ist 1987 erschienen. In der deutschsprachigen Forscher/innen-Gemeinschaft wurde er jedoch noch wenig rezipiert. Das ist nicht der einzige Grund, diese Publikation für die L'Homme. Z.F.G.-Schwerpunktnummer „Krieg“ zu besprechen, läßt sich doch an ihren Beiträgen auch jener – in Österreich erst ansatzweise durch konkrete Forschungsergebnisse eingelöste – Paradigmenwechsel konzentriert skizzieren, der international in diesem Forschungsfeld stattgefunden hat (vgl. dazu auch den Sammelband-Beitrag der US-amerikanischen Historikerin Joan W. Scott, „Rewriting History“, 19–30).

Zunächst war es aus frauenforschender Perspektive vor allem einmal darum gegangen, die traditionelle militär-, diplomatie- und wirtschaftsgeschichtliche Blick-Verengung aufzubrechen und jene Realitäten und Komplexitäten weiblichen Involviertseins in die beiden Weltkriege sichtbar zu machen, die bis dahin ausgeblendet geblieben waren. *Kriege haben nicht nur Fronten, sondern auch ein Hinterland* – war so eine Perspektivenerweiterung hin zu Frauen als den Hauptbetroffenen von Lebensmittelrationierungen, Hunger, Schwarzmarkt, schwieriger Überlebenssicherung, Erwerbsarbeit in der Kriegsindustrie, Bombenangriffen, Evakuierungen, Vergewaltigung. Gerade die zweifache Eroberung von Frauen – als Angehörige einer besiegten Nation und als Angehörige des weiblichen Geschlechts – , ihre Funktion als Beute und Trophäe des Siegers zieht sich als sexistischer Entwicklungsstrang durch die Geschichte von Kriegen. Diese *erfahrungsgeschichtlichen* Aspekte der Kriegsrealität(en) von Frauen blieben jedoch selbst in sozialgeschichtlichen Forschungsansätzen mit ihren statistischen Datenreihen als ein-

seitig-zentraler Quelle der historischen Erkenntnis vielfach verdeckt. Das gezielte Einbringen dieser Realitäten in die offiziellen Inszenierungen kollektiver Erinnerung an die beiden Weltkriege war und ist auch als Aufbrechen eines umfassenden gesellschaftlichen Schweigens angelegt. Denn in den Diskursen und Monumenten des öffentlichen Gedenkens fand stets nur soldatisches Heldentum, soldatischer Opfertod seinen Platz. Für die traumatischen Kriegserfahrungen von Frauen gab es keine Riten, Orte und Öffentlichkeiten der Verarbeitung und Trauer. Sie hatten die seelischen und körperlichen Langzeitfolgen der beiden Weltkriege individuell zu bewältigen. Die zwanghafte Aufrechterhaltung des Mythos vom männlichen Heroismus als Versuch, dem Kriegs-Tod und der Kriegs-Versehrtheit einen Sinn zu geben, wäre durch eine Zurkenntnisnahme der Kriegs-Zerstörungen im weiblichen Lebenszusammenhang offenbar bedroht – diese analytische Spur wird etwa von der deutschen Sozialhistorikerin Karin Hausen in ihrem Beitrag „The German Nation's Obligations to the Heroe's Widows of World War I“ (126–140) verfolgt.

Nach Frauen forschendes Hinterfragen traditioneller Paradigmen hat jedoch keineswegs nur *die Frau als Opfer* oder als – das Überleben erfindungsreich sichernde – Managerin des Kriegsalltags in den Blick gebracht, sondern auch deren vielfache *Mobilisier- und Dienstbarkeit für den Krieg*: etwa als Adressatin und Akteurin patriotischer Begeisterung – selbst ihre Eheringe haben österreichische Frauen in großen Sammelaktionen für die Fortsetzung des Ersten Weltkrieges zur Verfügung gestellt –; oder als Pflegerin an den Krankenbetten verwundeter Soldaten, die – so etwa die nationalsozialistische Lazarett-Betreuerinnen – ihre mütterliche Fürsorglichkeit systemkonform aufspaltete und nur den „Arteigenen“ zukommen ließ. Und auch das traditionell-weibliche Handlungs- und Arbeitsfeld „Haushalt“, dieser scheinbar so unpolitische Ort des unmittelbaren Überlebens, ließ sich über Durchhalte- und Sparparolen höchst effizient für kriegsökonomische Erfordernisse vereinnahmen. Die mittlerweile vorliegenden Forschungsergebnisse haben ein breites Spektrum an frauenspezifischen Erfahrungen, Kontexten, Involvierungen zugänglich gemacht, zu dem der Einsatz von Frauen in militärischen Einheiten (vgl. dazu etwa den Beitrag von Jenny Gould „Women's Military Services in First World War Britain“, 114–125) ebenso gehört wie weiblicher Protest gegen den Krieg und seine Auswirkungen (vgl. „Vera Brittain's Testament(s)“, 70–83, den Beitrag der Literaturwissenschaftlerin und Psychologin Lynne Layton, die, den Mythos von einer natürlichen weiblichen Friedfertigkeit widerlegend, die bekannte von 1893 bis 1970 lebende englische Feministin, Sozialistin, Schriftstellerin und Pazifistin in ihrer Ambivalenz zwischen Patriotismus und Kriegsgegnerschaft analytisch zu fassen sucht).

Der kriegsbedingte, massive und meist sehr plötzliche Wandel in den sozialen Rollenzuweisungen an Frauen, deren Grenzüberschreitungen hinein in zuvor den Männern reservierte gesellschaftliche Bereiche, oder das „Zugeständnis“ des Frauenwahlrechts im Anschluß an den Ersten (Österreich, Deutschland, Großbritannien, Schweden, Sowjetunion, USA, Kanada) bzw. an den Zweiten Weltkrieg (Italien und Frankreich) ließen die beiden Weltkriege immer wieder auch als *frauengeschichtliche*

Zäsuren und Emanzipationsschübe per se erscheinen. Offenbar nicht nur im forschenden Rückblick der Historiker/innen. In „More Minerva than Mars: The French Women's Rights Campaign and the First World War" (99 – 113) problematisiert Steven C. Hause etwa das illusionäre – die eigenen Durchsetzungsstrategien schwächende – Selbstvertrauen, mit dem die französischen Frauenstimmrechtlerinnen 1918 in die Nachkriegsjahre starteten. Sie waren der Überzeugung, daß sich nach den umfassenden weiblichen „Kriegsdiensten" auch in Frankreich die politische Mitbestimmung der Frauen einfach nicht mehr vermeiden ließ. Hatte der französische Frauenwahlrechtskampf 1914 noch tausende Frauen auf die Straße und hunderttausende Unterschriften auf Petitionslisten gebracht, glaubte Frau – fälschlich, wie wir wissen –, die Realisierung des Frauenstimmrechtes nur mehr abwarten zu müssen. Aber auch dort, wo die formale Anerkennung der Frauen als Staatsbürgerinnen tatsächlich erfolgte, blieb dieser Schritt ohne das materielle Unterfütter einer weitergehenden rechtlichen, ökonomischen und sozialen Emanzipation vorerst eine leere symbolische Geste (vgl. dazu im Sammelband für das Frankreich nach dem Zweiten Weltkrieg: Jane Jenson, „The Liberation and New Rights for French Women", 272 – 284). „When is change not change" (31) fragen auch Margaret R. und Patrice L.-R. Higonnet in ihrem – bisherige Forschungsergebnisse auf theoretischer Ebene resümierenden – Beitrag „The Double Helix". Mit dem markanten Bild der Doppel-Spirale sehen die beiden ihre Einschätzung vom Geschlechterverhältnis in Kriegszeiten realistisch gefaßt: Der männliche und weibliche Strang dieser doppelten Spirale mögen zwar, sich um ihre Achse drehend, jeweils eine Positionsveränderung erfahren, nehmen aber selbst in dieser veränderten Position stets den gleichen Abstand zueinander ein:

In wartime, women have indeed taken on, massively and very quickly, roles previously reserved to men. But in a deeper sense the access to new roles is of no consequence. For example, nursing, done by men in a hospital during peacetime may have been more prestigious than women's nursing of children at home; but masculine combat at the front was in turn more prestigious than feminine nursing outside the home or even at the front. In this social dance, the woman appears to have taken a step forward as the partners change places – but in fact he is still leading her. (35)

„War is not for everyone the same" (84), wobei nicht nur geschlechtsspezifische, sondern auch soziale, nationale, ethnische u.a. Differenzierungslinien zu ziehen sind. Daß dabei in den durch Krieg geprägten Erfahrungen und Identitäten die Realitätsmächtigkeit von Geschlecht weit hinter die Prägekraft etwa von Ethnizität zurücktreten kann, zeigt Yasmine Ergas in ihrem wichtigen Beitrag „Growing up Banished: A Reading of Anne Frank and Etty Hillesum" (84 – 95). Der analytische Vergleich der Tagebücher dieser beiden jungen Frauen macht deutlich, wie eng und ausschließlich in deren Prozeß des Heranwachsens als Frau und als Jüdin die Zwangsjacke einer von außen unentrinnbar zugewiesenen rassischen Identität werden konnte.

Wie bereits deutlich wurde, haken die insgesamt 18 Beiträge des vorliegenden Sammelbandes bei unterschiedlichen Erkenntnischnitt-

punkten des skizzierten Paradigmenwechsels ein. Dabei liegt der Erkenntnisreichtum dieser Publikation für die Rezensentin vor allem auch in ihrem inter-disziplinären und inter-nationalen Zuschnitt und: in den darin nuancenreich angelegten Möglichkeiten des Vergleichs. Es ist zum Beispiel ein überraschender Perspektivenwechsel, den Zweiten Weltkrieg und seine Verbindungslinien hin zur Identität der Geschlechter bzw. zur Konstruktion des Geschlechterverhältnisses nicht nur in der für uns so realitätsmächtigen Variante des nationalsozialistischen Aggressionskrieges zu sehen, sondern auch mit Blick auf die alliierten Befreiungsarmeen. So arbeitet etwa Susan Gubar in ihrem Beitrag „This is my Rifle, This Is My Gun’: World War II and The Blitz on Women“ (227–259) pointiert heraus, daß sich die feministische Kritik zeitgenössischer englischer und US-amerikanischer Schriftstellerinnen damals nicht nur gegen den faschistischen, sondern sehr stark auch gegen den „liberalen“ männerbündischen Militarismus der sogenannten „Verteidiger“ richtete. In seinen Auswirkungen auf die „Heimatfront“ wurde dieser offenbar immer wieder auch als Krieg gegen die Frauen im eigenen Land erlebt.

Am innovativsten sind die in den Sammelband eingebrachten Forschungsergebnisse dort, wo sie sich zu einer *Geschichte der Geschlechter* erweitern und die beiden Weltkriege nicht nur als Schlachtfelder der Nationen mit unterschiedlichen Konsequenzen für Männer und Frauen thematisieren, sondern auch per se als „events of gender politics“ (17). Genau das sei, so Joan Scott in ihrem bereits genannten theoretischen Grundsatzbeitrag „Rewriting History“, jener anstehende Denkschritt, um das mittlerweile erarbeitete, aber vielfach noch immer lediglich als Unterabteilung der Geschichte geltende Wissen zu „Frauen und Krieg“ bzw. „Frauen im Krieg“ produktiv an die allgemeine Geschichte anzukoppeln. Es geht also nicht darum, die Kontexte weiblicher Kriegserfahrung(en) und -realität(en) einfach in die traditionellen Sichtweisen zu integrieren, sondern über die Analysekategorie „Geschlecht“ zu einem komplexeren Verständnis von Gesellschaft/Politik/Macht insgesamt zu kommen. Der französischen Historikerin Michelle Perrot etwa gelingt dieses *missing link*, wenn sie in ihrem Beitrag „The New Eve and the Old Adam: Changes in French Women’s Condition at the Turn of Century“ (51–60) den Ersten Weltkrieg in Beziehung setzt zum in Frankreich besonders heftigen Geschlechterkonflikt des Vorkriegsjahrzehnts. Der sich seit der Jahrhundertwende offensiver akzentuierende Diskurs um die Neue Frau habe, so Perrot, eine Krise der männlichen Identität ausgelöst, die in einem obsessiven Antifeminismus ihr intellektuelles, im Militarismus des Ersten Weltkriegs ihr heroisches Ventil suchte und fand.

„War is men’s business ...“ – nicht nur das Hinterfragen dieses Mythos hat sich die feministische Forschung zum Ziel gesetzt, sondern auch das Decodieren seiner Funktion. Denn die immer wieder imaginierte strikte Opposition von Männlichkeit versus Weiblichkeit, von kriegerisch versus friedfertig war offenbar gerade in Kriegszeiten ein wichtiger Garant für soziale Stabilität. Im Bild von der Frau als „der Anderen“ sind die sozialen Grenzen der kriegerischen Gewalt ebenso symbolisch festgemacht wie die Garantie eines möglichen Übergangs in so etwas wie Nach-Kriegs-„Normalität“. Frauen als Projektionsfläche für Uto-

prien – dieser das Verhältnis der Geschlechter durchziehende Mechanismus ist es, welcher der entfesselten Aggressivität und Gewalt – dem *Mars* – stets eine *Goddess of Peace* (2) an die Seite stellt, unabhängig davon, ob und wie jenseits dieser geschlechtermythischen Ebene die ganz konkreten Frauen in den ganz konkreten Kriegsgesellschaften sich ersterem als nützlich und willfährig erwiesen haben.

Ingrid Bauer, Salzburg

Ute Frevert, *Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft*. München: C. H. Beck 1991, 376 S., öS ca. 343,00/DM 44,00, ISBN 3-406-35117-4.

Nach einer Tagung des Bundes Deutscher Frauenvereine im Jahr 1910 in Heidelberg veröffentlichte ein Dozent der dortigen Universität eine ebenso beleidigende wie Vorurteile und Unkenntnis der Gegebenheiten verratende Kritik an der Dachorganisation der gemäßigten bürgerlichen Frauenbewegung, indem er sie als Verband von Witwen, Jüdinnen, unverheirateten und sterilen Frauen und verantwortungslosen Müttern, die sich ihren Pflichten entzogen, bezeichnete. Dieser Angriff war auch auf Marianne Weber gemünzt, die Gattin des ebenfalls in Heidelberg lehrenden Soziologen Max Weber, die sich in der gemäßigten bürgerlichen Frauenbewegung für mehr Rechte der Frauen, u.a. der Hausfrauen, einsetzte. Marianne Weber forderte den Dozenten auf, seine Anwürfe zurückzunehmen, was auf Seite des ehrenwerten Herrn keine Reaktion zeitigte. Dann erfolgte unter ihrem Namen „eine öffentliche Züchtigung“, formuliert mit „schneidender Schärfe“, während Max Weber, der durch den Artikel in „weißglühenden Zorn“ geraten war, seiner Frau nicht nur verbale Argumentations- und Formulierhilfe gewährte, sondern zur Rettung ihrer und seiner Ehre den Kollegen zum Duell aufforderte.

Dieses Ereignis konstituiert in seiner Vielschichtigkeit exemplarisch Einstiege für unterschiedlichste Forschungsgebiete. Es könnte eine in der Frauenforschung versierte Historikerin sich mit der Palette von Vorurteilen befassen, die Frauen entgegenschlugen, wenn sie sich nicht (ausschließlich) als aufopfernde Gattin und fürsorgliche Mutter verzehrten und es wagten, ihre eigenen Interessen zu vertreten. Aufschlußreich wäre auch eine Untersuchung des tatsächlichen Wissensstandes der männlichen Kritiker der Frauenbewegung: Die Kolportierung abgedroschener Vorurteile ehrt einen Universitätsgelehrten des beginnenden 20. Jahrhunderts nicht gerade, außerdem stand der Wissenschaftler offensichtlich nicht auf der Höhe der Zeit, denn gerade 1910 vollzog der BDF durch die Wahl Gertrud Bäumers zur Präsidentin, die die linksliberale Marie Stritt ablöste, einen Schwenk nach rechts ins nationalliberale Lager, wo die zitierten Jüdinnen sehr bald mit antisemitischen Tendenzen konfrontiert waren. Doch am eigenartigsten mutet wohl der Ausgang der Kontroverse an: Der Konflikt um die Frauenbewegung wird Männersache und soll mit dem „männlichsten“ aller Konfliktbereinigungsmittel, dem Duell, aus der Welt geschafft werden. Ein nicht mehr ganz junger